

ANNOTIERT

Im Ausland verehrt als der Mann, der das Tor zu einem neuen Zeitalter aufstieß, gilt er bei seinen Landsleuten als Schwächling und Totengräber des sowjetischen Imperiums. Pulitzer-Preisträger William Taubman schrieb eine Biografie über den letzten Generalsekretär der KPdSU: »Gorbatschow. Der Mann und seine Zeit« (C. H. Beck, 935 S., geb., 38 €).

Mit Barack Obama sollte die amerikanische Gesellschaft ihren jahrhundertalten Rassismus überwinden. Am Ende seiner Amtszeit zerschlugen sich die Reste dieser Hoffnung mit der Machtübernahme Donald Trumps, den der afroamerikanische Publizist Ta-Nehisi Coates als »Amerikas ersten weißen Präsidenten« bezeichnet: »We were eight years in power. Eine amerikanische Tragödie« (Hanser, 416 S., geb., 25 €).

Sein Name steht für Freiheit, Frieden und Versöhnung, aber auch für Widerstand gegen Unterdrückung, für ein Ende der Rassendiskriminierung und für die Unantastbarkeit der Menschenwürde. Stephan Bierling über »Nelson Mandela. Rebelle, Häftling, Präsident« (C. H. Beck, 416 S., geb., 24,95 €).

LESEPROBE

Egon Krenz zu China

18. Oktober 2017. In Bejing beginnt der XIX. Parteitag der chinesischen Kommunisten. Seit einer Woche erlebe ich hier als Gast der Akademie für Gesellschaftswissenschaften, wie gespannt die Chinesinnen und Chinesen dieses für sie wichtige Ereignis erwarten. Leute, die ich treffe, sind zuversichtlich. Sie sind neugierig auf Kommendes. Sie wirken gelöst und ruhig. Ich spüre eine Aufbruchstimmung. Das Land ist in Erwartung. Es hat sein Festkleid angelegt: rote Fahnen mit Hammer und Sichel.

Als ich an diesem Morgen aus dem Hotelfenster schaue, bin ich enttäuscht. Schade, denke ich, es regnet. Nun haben bürgerliche Medien ihren Einstieg zum Parteitag: das Wetter. Die Korrespondenten enttäuschen mich nicht. Der Mann von der ARD meldet nach Deutschland: »Das hatte sich Chinas politische Führung anders vorgestellt. Regen und Smog an diesem Morgen in Bejing. Dabei tut man vor wichtigen Großveranstaltungen immer alles für saubere Luft und blauen Himmel. Fabriken haben extra ihre Produktion gedrosselt, Baustellen wurden vorübergehend stillgelegt – dieses Mal«, so der Fernsehjournalist abschließend irgendwie zufrieden, »ohne Erfolg.«

Nebel und Smog sind für Bejing durchaus ein Problem. Glücklicherweise ein immer geringeres. Als ich vor vier Jahren hier war, ging man noch von 58 Tagen im Jahr mit starker Luftverschmutzung aus. Jetzt sind es nur noch 23 Tage ... Anders als das Wetter sind die politischen Verhältnisse in China klar und stabil. Den von den USA und ihren Verbündeten erhofften »Arabischen Frühling« im Reich der Mitte wird es nicht geben, ein Regime-Wechsel hat keine Chance. Obwohl die Volksrepublik China seit 2016 Deutschlands Handelspartner Nummer 1 ist, bleibt das in der Bundesrepublik gezeichnete Chinabild weit ab von der Realität. Antikommunismus ist eben ein beharrlich klebendes Pech. Deshalb auch die entlarvende Angst vor dem chinesischen Angebot einer internationalen Kooperation in Gestalt der Neuen Seidenstraße. Sie könnte eine Alternative zum gegenwärtig dominierenden Modell der neoliberalen Globalisierung sein. Aber gleichberechtigte Beziehungen erscheinen im Kalkül der Neoliberalen als sozialistisch vergiftet und gehören nicht auf ihre Agenda. Was sie an China vor allem stört, ist die Kommunistische Partei. Ein China ohne diese wäre ihnen am liebsten.

Aus: Egon Krenz, »China, wie ich es sehe« (Edition Ost, 155 S., br., 12,99 €).

Igor Maximyschew über die deutsch-russischen Beziehungen:

»Es ist buchstäblich zum Heulen«

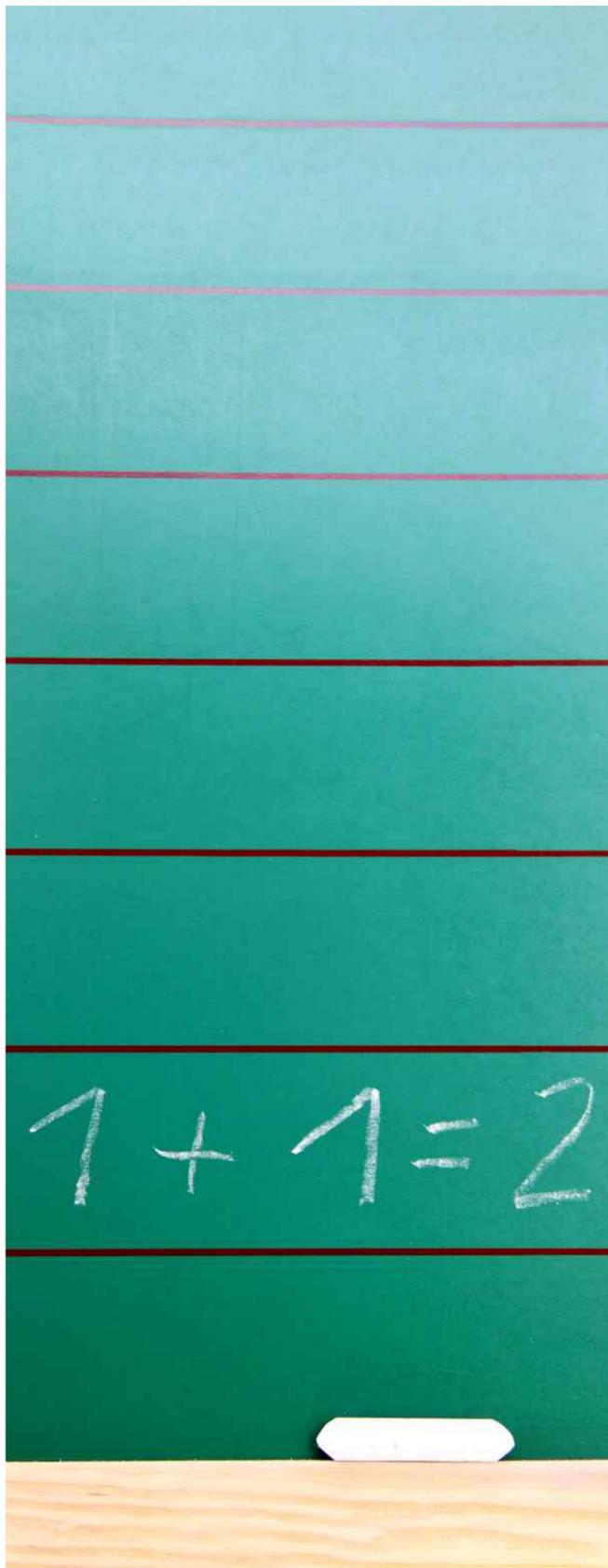
Von Karlen Vesper

Willst du ein gutes Ergebnis haben, mache die Arbeit selbst.« Dieses russische Sprichwort zitiert Igor Maximyschew, um das Eingreifen Russlands im Syrien-Krieg zu verteidigen. Ungeachtet westlicher Lamenti und aberwitzigen Luftschlags ist unbestreitbar, dass ohne russische Unterstützung das verteuerte »Assad-Regime« die wahrhaft teuflischen Islamisten nicht vertrieben hätte. Europa sollte dankbar sein, nicht nur weil derart Fluchtursachen dezimiert werden, sondern vor allem die Gefahr islamistischer Terrorakte in unseren Metropolen gedämmt wird.

Russland selbst hat seit geraumer Zeit ein Terrorismusproblem (Anschläge in Moskau und St. Petersburg) und kam deshalb der Bitte des syrischen Präsidenten nach, die infolge des Bürgerkrieges ins Land strömenden diversen islamistischen Gruppierungen zu bekämpfen. Das Phänomen Russisch sprechender Kinder in Irak und Syrien bezeugt, dass nicht wenige Terrorsympathisanten aus Russland, Männer wie Frauen, vom IS angezogen werden. Im August 2017 flog Moskau erste Waisenkinder zu Verwandten nach Grosny in Tschetschenien aus.

»Der Alptraum des aggressiven terroristischen Religionsstaates ist wenigstens für die nächste Zukunft abgewendet«, urteilt Maximyschew hinsichtlich Syrien. Dem Diplomaten a. D. ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass neben dem militärischen Erfolg Russland auch den politischen Prozess des Ausgleichs innerhalb der syrischen Gesellschaft (»mit Ausnahme von Terroristen und ihren Verbündeten«) eingeleitet habe, unterschiedliche Kräfte zu Gesprächen an den Verhandlungstisch (Astana, Kasachstan) oder zumindest zu einer Skype-Konferenz zusammenbrachte. Auch verweist der Autor explizit auf die enorme humanitäre Hilfe Moskaus (Lebensmittel, Medikamente, Bekleidung, ärztliche Betreuung).

»Die bevorstehende Niederlage der Terroristen wird keineswegs bedeuten, dass die russische Mission in Syrien beendet sei«, betont Maximyschew. »Der Retter ist für den Geringsten verantwortlich«, konstatiert er und versichert: »Russland ist noch nie seiner Verantwortung ausgewichen.« Er wünscht sich »ein wenig mehr Verständnis aus Deutschland« für den Kampf Russlands gegen den internationalen Terrorismus. Dies ist auch der Grund, warum er dieses Buch schrieb, obwohl er im Zweifel war, »ob sich ein weiterer Versuch lohnen würde, das heutige Russland für die Deutschen begreiflicher zu machen«. Jeder, der Maximyschew kennt, weiß, wie sehr seine Lippen



Eine einfache Addition: Kräfte und Kompetenzen bündeln. Foto: mauritius/Zoonar/Alamy

und sein Federkiel schon zerfasert sind und Beschwörungen, sich – wenn schon nicht als Freunde – wenigstens als Partner zu akzeptieren und zu respektieren. Dem Gesandten, dem maßgeblich mit zu danken ist, dass im November 1989 keine Panzer sowjetische Kasernen in der DDR verließen, um die Mauer wieder zu schließen, ist das deutsch-russische Verhältnis eine Herzensangelegenheit. »Um der friedlichen Ordnung in Europa und in der Welt willen müssen Deutschland und Russland am gleichen Strang der gemeinnützigen Kooperation ziehen.«

Maximyschew, der bereits 1944 als Viertklässler Deutsch lernte (Pflichtfach an sowjetischen Schulen sogar mitten im Großen Vaterländischen Krieg), verweist auf die Waffenbrüderschaft während der antinapoleonischen Befreiungskriege, Bismarcks Bündnisstrategie und die

»Das Gerede von einer Bestrafung Russlands beeindruckt die Russen nicht mehr.«

Neue Ostpolitik von Willy Brandt und Egon Bahr. Er bedauert in Deutschland wieder aufgeflammete Russophobie, die den Blick vernebelt: »Die Situation scheint viel schlimmer zu sein als zu den Zeiten des Kalten Krieges. Damals hatte der Westen noch Achtung vor der Sowjetunion und eine gemeinsame Lösung der Weltprobleme lag, wenigstens teilweise, im Bereich des Möglichen. Heute zieht man es vor, mit Russland mittels Sanktionen zu kommunizieren und alles, was es sagt, sogleich als hinterlistige Finte zu verschreiben. Es ist buchstäblich zum Heulen.«

Die Wurzeln der west-östlichen Entfremdung sieht er im Jahr 1999. Das NATO-Bombardement auf Jugoslawien trotz russischer Proteste nennt er eine »Zeitenwende«. Er erinnert an die abrupte Kehrtwendung der Aeroflot-Maschine mit Jewgeni Primakow an Bord vor der Küste der USA, als die NATO-Aggression begann; kurzerhand cancelte der damalige russische Premier den vereinbarten offiziellen Besuch in Washington. Der Westen war überrascht, perplex. Denn: »Bis dahin war man in den westlichen Hauptstädten der fröhlichen Überzeugung, Russland sei auf dem besten Wege, das Schicksal der Sowjetunion zu wiederholen. Der Abschluss des Abzugs der Westgruppen der russischen Truppen von deutschem Boden 1994 wurde insbesondere von der deut-

schon Regierung als Beginn der Begrüßungszeremonie für den Hauptnachfolgestaat der Sowjetunion empfunden.«

Die Jelzin-Ära sei als »böse Zeit« im Gedächtnis der Russen gespeichert: Ruin der Wirtschaft, Verelendung der Bevölkerung, Zügellosigkeit der Oligarchen, Wüten der Kriminalität, Entfesselung von Politikern und Beamtenwillkür und offene ausländische Einmischung in die Innen- und Außenpolitik. Westliche Demokratien applaudierten, als Jelzin 1993 das russische Parlament beschießen ließ. Man imaginierte solch Spektakel vorm Reichstag! Es ist den Russen jedenfalls nicht zu verdenken, wenn sie aus den 1990er Erfahrungen schlussfolgerten, der Westen fühle sich umso wohler, je schlechter es ihnen geht, desto mehr Russland schwächelt und sich unterwürfig zeigt. Was ist das für eine Weltgemeinschaft?!

Dann kam Wladimir Putin. »Das Land brauchte dringend einen Chef, der imstande war, einen Ausweg aus der Katastrophe zu finden«, schreibt Maximyschew. Der Patriot verschweigt in seiner Hymne auf Putin nicht, dass Russland heute noch »einen Haufen von Problemen« hat, wozu er vor allem die Abhängigkeit des Staatshaushaltes von den Einnahmen aus Erdöl- und Erdgasexporten zählt. Aus den 1990er Jahren tradiert sei »die besonders schmerzhaft Unsitte der Verzögerung von Lohnauszahlungen in den Privatbetrieben, wenn dort finanzielle Schwierigkeiten aufkommen«. Trotzdem sei in Putins siebzehn Jahren Großes geleistet worden, vor allem die globale Rolle Russlands wiederhergestellt. »Russland betrachten sich heute nicht als eine entlegene Provinz Europas, sondern als Zentral-beziehungsweise Nordmacht Eurasiens.« Die »russische Wiedergeburt« verdanke sich Fehlentscheidungen der EU, die stets tut, was Hardliner in Washington verlangen und sich damit ins eigene Fleisch schneidet und Chancen verspielt, etwa die, Russland als eine Brücke nach Asien zu nutzen.

Die jüngsten propagandistischen und materiellen Attacken des Westens gegen Russland (Sanktionen, Luftschlag gegen Syrien, die Skripal- und Hacker-Affären) vermitteln allen an einer Verbesserung der Beziehung interessierten Menschen null Hoffnung. »Und die Zeit verrinnt, die unwiederbringliche Zeit«, stöhnt Maximyschew. Um sodann trotzig zu bekennen: »Das Gerede von einer Bestrafung Russlands beeindruckt die Russen nicht mehr.«

Igor Maximyschew: Russland begreifen. Wie Moskau über Deutschland wirklich denkt und woher neues Vertrauen kommen kann. Mit Marc Kayser. Edition Berolina, 190 S., br., 14,99 €.

Susanne Schattenberg hat bisher unbekannt Seiten an Leonid Breschnew entdeckt

Weder Hetzer noch Despot oder Marionette

Von Wladislaw Hedeler

In ihrer Promotionsschrift über »Stalins Ingenieure. Lebenswelten zwischen Technik und Terror«, 2002 im Münchener Oldenbourg-Verlag erschienen, erwähnt Susanne Schattenberg den von 1964 bis 1982 amtierenden Ersten bzw. Generalsekretär der KPdSU, Leonid Iljitsch Breschnew, nicht. Jetzt liegt von ihr eine voluminöse Biografie des Parteifunktionärs vor, dessen berufliche Laufbahn auch ein 1935 erfolgreich abgeschlossenes Ingenieurstudium aufweist. Breschnew war, so die Autorin, »kein Theoretiker und Denker, sondern ein Pragmatiker und Ingenieur, der den Sozialismus am besten in Großprojekten verwirklicht sah«.

Ihre ersten Recherchen sind mit 2011 datiert, es folgten Studienreisen in jene Regionen, in denen Breschnew lebte und arbeitete (Ukraine, Moldawien, Kasachstan); 2016 begann die Arbeit an der Endfassung des Manuskripts. Die von der Autorin geschilderte Aktenlage in der Russi-

schen Föderation ist bis heute desolat, relevante Dokumente sind nicht zugänglich, die Zahl der seriösen Erinnerungen gering, die der verwertbaren biografischen Skizzen dürftig. Zu den im Buch am häufigsten verwendeten Wendungen gehören nicht zufällig die Formulierungen »wir wissen nicht«, »es ist nicht bekannt« und »unklar bleibt«. Trotzdem gelingt es ihr, etliche Verfälschungen und Desinformationen von Ghostwritern aufzudecken, Legenden zu zerpfücken und Spekulationen zurückzuweisen. Diverse Lebensabschnitte erzählt sie in mehreren Variationen entsprechend dem vorliegenden Erkenntnisstand.

Anders als viele ihrer deutschen und russischen Kollegen, die über Breschnew publizierten, wendet sich Susanne Schattenberg, seit 2008 Direktorin der Forschungsstelle Osteuropa und Professorin für Zeitgeschichte und Kultur Osteuropas an der Universität Bremen, der Person und dem Phänomen nicht vom Ende her zu. Das Hauptmotiv, das der Bio-

graphie zugrunde liegt lautet: Breschnew war »weder ein Hetzer und Scharfmacher«, kein Despot, der seine Umgebung tyrannisierte, »noch eine Marionette, die von starken Interessengruppen manipuliert wurde«. Er setzte im Rahmen des Machbaren auf die Lösung von Sachfragen, scheute sich nicht, politisierte Debatten zu entschärfen. Sein Führungsstil fand bei jenen Funktionären Zuspruch, die des unter Stalin und Nikita Chruschtschow praktizierten »Schreiens, Drohens und der Erniedrigungen leid waren«. Mit dieser Kaderpolitik setzte er sich zunächst gegen seine Kontrahenten aus Stalins Umfeld und später im Führungszirkel um Chruschtschow durch.

Susanne Schattenberg beschreibt Breschnews Beziehungen zu den Frauen, seine Vorliebe für die Jagd und die schnellen Westautos, die Schaffung von Netzwerken, den Kampf um die zugesagten, aber nicht in vollem Umfang gelieferten Ressourcen und den Kampf um die Macht. Als Politiker wird Breschnew –

bildlich gesprochen – zwischen Helsinki und Afghanistan verortet. Interessant ist, dass die von ihm mitgetragene Spannungspolitik und die Sicherung sowjetischer Einflusssphären aus einer Quelle, den Kriegserlebnissen, gespeist waren.

Die Kapitel über die Gespräche mit Alexander Dubček und Willy Brandt gehören zu den aufschlussreichsten. Zu den – dem fehlenden Archivzugang geschuldeten – Leerstellen in der Biografie gehören die Auswertung des XX. und XXI. Parteitages der KPdSU durch Breschnew, sein Wirken in Kasachstan, das in die Zeit der Auflösung des Karagandinsker Besse-rungsarbeitslagers fällt, sowie der für die Theorie des »entwickelten Sozialismus« entscheidende Kurswechsel bezüglich der Forcierung der Konsumgüterindustrie im Vergleich zur Produktion von Produktionsmitteln.

Das Buch enthält zahlreiche Anregungen, sich mit den verschiedenen Interessengruppen zu beschäftigen, die hinter Breschnew standen bzw. jenen, die seinen Kurs in

stellen. Mit zunehmendem Alter und wachsender Tabletensucht trat Siechtum an die Stelle von Verbindlichkeit, Freundlichkeit und Konstanz. Roy Medwedew war mit der These hervorgetreten, dass Breschnew als Politiker bereits lange Jahre vor seinem Ableben gestorben sei. Der Tod des zum Apparatschik erstarrten Funktionärs am 10. November 1982, der dem Druck und dem Stress nicht mehr gewachsen war, erschien vielen wie eine Erlösung. Eine Änderung im System ließ hingegen auf sich warten.

Seine Nachfolger Juri Andropow und Konstantin Tschernenko starben 1984 bzw. 1985. Im sowjetischen Rundfunk erklang immer wieder Trauermusik: 13 Mitglieder und sechs Kandidaten des ZK der KPdSU wurden vor Michail Gorbatschows Amtseinführung zu Grabe getragen.

Susanne Schattenberg: Leonid Breschnew. Staatsmann und Schauspieler im Schatten Stalins. Eine Biographie. Böhlau, 661 S., geb., 39 €.